

Ökumene gewinnt Profil (X)

Geglückte Partnerschaft? Freikirchliche Erfahrungen im konziliaren Prozeß

Das, was „alte Hasen“ aus Ökumene oder ACK längst wissen, entdeckte eine ganze Reihe von Delegierten der beiden großen Kirchen beim bundesdeutschen Forum für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung für sich ganz neu: nämlich daß es in unserem Land nicht nur eine stattliche Anzahl kleiner Kirchen gibt, sondern daß diese auch durchaus eigenständige Beiträge einzubringen vermögen, wenngleich natürlich ihre personellen und finanziellen Möglichkeiten bei weitem nicht an die der beiden „Großen“ heranreichen.

Ein Drittel der Delegierten des Forums kam aus der römisch-katholischen Kirche, ein weiteres aus den Gliedkirchen der EKD. Das letzte Drittel setzte sich aus den übrigen zehn Kirchen zusammen, die das Forum vollverantwortlich mittrugen – von den Orthodoxen bis zur Heilsarmee und den Quäkern. Sieht man einmal von den Orthodoxen ab, so können sie mehr oder weniger dem freikirchlichen Kirchentyp zugeordnet werden. Eine Einschränkung ist zu machen: Die Alt-Katholische Kirche versteht sich selbst nicht als „Freikirche“, obwohl sie es in der Optik Außenstehender oft ist.

Noch etwas mag verwundern: Auch innerhalb der kleinen Freikirchendelegationen gab es wesentliche Unterschiede – zwischen den einzelnen Freikirchen, aber auch quer durch sie hindurch. Nur Mennoniten und Quäker werden ja zu den „historischen Friedenskirchen“ gezählt; die übrigen weisen eine ähnliche Bandbreite auf wie die Großkirchen. So entspricht es nur der freikirchlichen Wirklichkeit, wenn im folgenden die Pazifistin neben dem Bundeswehroffizier zu Wort kommt. Daß an solchen Unterschieden die christliche Gemeinschaft nicht zu zerbrechen braucht, weder innerhalb der Kirchen selbst noch zwischen ihnen, ist eine der Lektionen, die uns das Forum gelehrt hat.

Wolfgang Müller

1. Das Heil gilt der ganzen Schöpfung

Wenn Vertreter der ACK bei Tagungen und Gesprächen zusammenkommen, empfinden sie in der Regel recht ambivalent: Auf der einen Seite wird die Trennung der Kirchen schmerzlich empfunden: „Schade, daß wir nicht *eins* sind, wie es unser Herr gewollt hat“ (Joh 17). Andererseits ist dann aber auch ein bunter Blumenstrauß beisammen: Kleine Blumen in kräftiger Farbe und andere, die groß und schön sind und die Fülle ausmachen. Ohne Bild: So verschiedenartig die Kirchen und ihre Vertreter sind, so abwechslungsreich sind auch die Themen, die verhandelt werden.

Seit der Weltkirchenkonferenz 1983 in Vancouver hat sich eine Thematik aufgedrängt, die Christen aller Konfessionen angeht. Es sind die Überlebensfragen der

Menschheit nach „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. So entstand der Wunsch, nicht nur auf Weltebene diese Fragen in den Blick zu bekommen, sondern die Delegierten sollten diese wichtigen Anliegen mit in ihr Herkunftsland nehmen, um dort möglichst viele Menschen mit den Problemen zu konfrontieren und Christen zu klaren Stellungnahmen herauszufordern, so daß ein „konziliarer Prozeß“ in Gang käme.

Bei uns in Deutschland, in Ost und West, wurde diese Aufgabe an die ACK herangetragen und die gemeinsame Beschäftigung mit der Thematik begann. Für Königstein und Stuttgart erhoffte man sich eine Reaktion in der Öffentlichkeit sowie die Beteiligung möglichst vieler Christen, sodann vor allem praktische Konsequenzen, persönlich und politisch und schließlich, daß die Anstöße und Ergebnisse der „Erklärung von Stuttgart“ in die europäische Versammlung in Basel einfließen und weiterwirken würden.

Welche Erfahrungen habe nun ich als Delegierter einer evangelischen Freikirche dabei gemacht? Als Vertreter meiner Kirche gehörte ich zum Vorbereitungsausschuß und war Delegierter, der an den beiden Phasen des Forums teilgenommen hat.

Zunächst möchte ich feststellen, daß wir als Angehörige einer sogenannten kleinen Kirche als gleichberechtigte Partner geachtet wurden. Wir sind nicht an den Rand gedrängt worden. Nicht nur die Männer und Frauen der sog. „Großkirchen“ mit ihren beiden mächtigen Blöcken bestimmten die Diskussionen und die Atmosphäre im Plenum und in den Gruppen. Wenn es zu Meinungsverschiedenheiten kam, so ging die Trennung quer durch alle Kirchen, nicht nach konfessionellen Fraktionen.

Zweifellos war es erforderlich, die Fachleute zu den einzelnen Themenbereichen zu hören. Aber mir war die professorale Argumentation zeitweise zu penetrant, und ich suchte nach menschlichen, von christlicher Entscheidungskraft geprägten, mich begeisternden Verlautbarungen.

Ich bin kein fanatischer Pazifist. Aber hätten wir nicht aufgrund der Bibelarbeiten, des Hörens auf Gottes Wort, des Forschens nach Gottes Willen und des Ernstnehmens Jesu im Zeugnis des Neuen Testaments deutlicher werden und uns etwa dem Friedenszeugnis der Mennoniten und Quäker anschließen *müssen*?

Hätte nicht auch einmal ein deutliches Wort gegen oder für jemanden oder etwas gewagt werden sollen? Aber dazu gehört Mut. Diesen habe ich bei jüngeren Leuten und Frauen am ehesten empfunden. Ob die beiden Großkirchen nicht zu sehr Rücksicht nehmen mußten auf Regierungen, Parteien, Wirtschaft und dergleichen?

Durch meine Beteiligung am konziliaren Prozeß habe ich gelernt, daß das Heil Gottes der ganzen Schöpfung gilt und nicht nur den Menschen.

In der Rückschau stelle ich fest, daß ich bereichert worden bin durch die Gespräche, Diskussionen und Begegnungen mit anderen Christen. Es kann wohl noch nicht die *eine* deutliche Äußerung *der Christen* geben, wie ich und sicher viele andere es sich wünschen würden. Wir waren keine Utopisten, die meinen, wir Menschen könnten die Verhältnisse in dieser Welt schon zum Besseren wenden, wenn wir nur guten Willens sind. Wir wissen, daß über dieser Welt der Fluch der Sünde liegt – aber auch der Segen des Heils durch Gott in Jesus Christus. Es wurde zum Teil hart miteinander gerungen, etwa schon bei der Vorbereitung, wenn es darum ging, sich auf eine bestimmte Anzahl von Themen zu beschränken; dann auch beim Erarbeiten

von klaren Aussagen, die wir als Christen verschiedener Konfessionen gemeinsam machen können. Es kam zu Forderungen an jeden einzelnen, also nicht nur an andere und an die bestimmenden Organe in Wirtschaft und Politik, sondern gerade auch an uns selbst.

Vor, während und nach unseren Forumstagen wurde in bestimmten Zeitschriften aus sogenannten evangelikalen Kreisen dagegen, daß wir uns mit solchen angeblich zu politischen Fragen beschäftigten, Stimmung gemacht. Die von uns vorgelegten Ergebnisse lehnte man mit Vehemenz ab. Die Begründung dafür und die darin enthaltenen Unterstellungen haben mich geschmerzt.

Jeder Christ muß Folgerungen seines Glaubens ziehen. Diese sind letztlich vor Gott entscheidend und nicht unsere rechte Glaubenserkenntnis. Deswegen sehe ich trotz aller Mängel im Ergebnis der „Stuttgarter Erklärung“ in der Tat ein Wirken des Heiligen Geistes, ein Wunder, das Gott durch uns geschenkt hat. Es ist ein Ergebnis, das kein Schlußpunkt sein will und kann, aber ein Schritt weiter auf dem Weg, den wir als Christen verantwortlich handelnd zu gehen haben.

Theodor Mann

2. Mitreden statt vorsagen...

Als mennonitische Pastorin habe ich es auf ökumenischen Veranstaltungen eigentlich immer ziemlich leicht: Frauen sind selten; Mennoniten eher unbekannt, aber geachtet. So sind die Theologen aufgeschlossen und die Theologinnen solidarisch. Im „konziliaren Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ war das ein bißchen anders. Und das lag daran, daß die anderen hier einmal nicht mit mir, sondern für mich sprechen sollten – und umgekehrt: ich nicht mit ihnen, sondern für sie. Fürsprache statt Mitsprache – das war eine neue Erfahrung, eine schwierige Erfahrung; und ich bin nicht sicher, ob ich es so noch einmal machen möchte.

Als Mitglied einer kleinen Delegation – wir Mennoniten waren zu dritt – bin ich nach Königstein gefahren und war dort angemeldet für die Gruppe „Schöpfung II“. Da in allen Arbeitsgruppen Frauen die Berichterstattung übernehmen sollten und ich gern zuhören und mitschreiben (wegen des Überblicks), bekam ich schnell die erste zusätzliche Funktion. Und fast genauso schnell begann die Irritation: eigentlich ging es nicht um das, was wirklich gesagt und verstanden wird. Es ging vielmehr um Textproduktion – und zwar um für meine Verhältnisse viel zu schnelle... Es ging also nicht um uns, die Delegierten, sondern um „die Sache“. Na gut. Nach anfänglichem Widerstand habe ich dann auf die verschiedenen Diktate gelauscht, letztlich manches auch der Schreibaarbeit des Gruppenleiters und verschiedenen kleinen Untergruppen überlassen. Das Vorlesen der Texte vor dem Plenum war dann wirklich nicht mehr so schwierig, als daß es nicht auch Frauen leisten konnten...

Nach dem Königsteiner Treffen mußten noch einige Plenumsanmerkungen in den Bericht eingearbeitet werden; und als ich diesen dann ein paar Wochen später dem Vorbereitungsausschuß vorgetragen hatte, bekam ich aus irgendwelchen Gründen noch eine weitere Funktion: Mitarbeit im Redaktionsteam, das alle Berichte zu einem Gesamttext zur Vorlage in Stuttgart zubereiten sollte. Nicht, daß ich die Arbeit gescheut habe, die damit verbunden war. Aber ich hatte ein Erfahrungsdefi-

zit: bei uns Mennoniten werden nie solche Texte erarbeitet und irgendwie abgestimmt und für alle verbindlich gemacht (und bisher war mir so etwas auch in meinem ökumenischen Engagement erspart geblieben). Ich hätte es mir denken müssen, daß für Redaktionsarbeit in diesem Stil viel taktisches Geschick nötig ist, viel Kenntnis der subtilen Zusammenhänge und Fronten, viel Formulierungskunst in Kompromißangelegenheiten – und vor allem: Gelassenheit den eigenen Überzeugungen gegenüber. Da persönliche Überzeugung aber so ziemlich das einzige ist, was m. E. mennonitische(r) in die Ökumene einzubringen ist (unsere Besonderheit liegt in der Betonung der personalen und in der Vernachlässigung der institutionellen Dimension des Christseins), wußte ich in dem Gremium recht bald nichts Rechtes mehr mit mir anzufangen. D. h. mit seiner Sache nicht – mit seinen Mitgliedern schon (vielleicht ist das typisch mennonitisch?). Nun drängte die Zeit sehr; auf institutionell nicht abgesicherten Wegen (die ich als Mennonitin gut akzeptieren konnte) kam dann sehr in Eile doch noch der Gesamttext zustande, der den Delegierten vor dem Stuttgarter Treffen zugeschickt wurde.

Mittlerweile hatte ich dazugelernt: Wenn es um „die Sache“ (d. h. um den Text) ging, dann konnte man für jede Mitarbeit, Zuarbeit, für alles Vorformulierte, Gegliederte, wenigstens halbwegs Zusammenhängende dankbar sein und es benutzen. Und mit viel Tee und Verzicht auf Genauigkeit und irgendwann auch mit großer Heiterkeit habe ich dann wieder die Arbeit in unserer Gruppe „Schöpfung II“ und zuletzt die Stunden in der Antragskommission erlebt. Im Plenum waren noch einige – mehr oder weniger zufällige, dem Zeitdruck, der Redegewandtheit und Penetranz einzelner Delegierter zu verdankende – Änderungen zu verkraften; aber hier habe ich dann nicht mehr jede Einzelheit wahrgenommen, bis der große Moment der Abstimmung und Annahme des Gesamttextes kam. Ich gebe zu: ich habe mich auch gefreut; ich bin auch stolz auf unsere Stuttgarter Erklärung; ich reiche sie auch herum und werbe für Lektüre und für Verständnis. Aber manchmal muß ich doch mit den Schultern zucken und sagen: dafür kann ich nichts. Nicht in allen Punkten spricht die Erklärung für mich, und ich spreche nicht in allen Punkten für sie. Was haben wir also voneinander: die Erklärung und ich? Sollte ich sie ganz vertreten, würde ich unwahrhaftig; sollte ich sie gar nicht vertreten, auch. Also was? Ganz oder gar nicht geht nicht. Vertrete ich sie halb, bleibe ich wahrhaftig, aber die Erklärung bleibt nicht ganz. Ein Dilemma? Mein Dilemma? Nein. Ich glaube nicht, daß dies ein typisch mennonitisches Problem ist. Ich glaube, daß ich es mit allen Delegierten teile. Zu lösen ist das Problem m. E. nicht mit einer Verbesserung des Textes. Beizukommen ist der Schwierigkeit so, daß wir einander noch etwas mehr und den Text etwas weniger ernst nehmen. Mein – nun wohl doch mennonitisches – Fazit, auch für den weiteren Umgang mit dem Text, heißt also: mitreden ist besser als vorsagen – mit anderen reden ist besser als für sie zu sprechen – sich unterreden ist besser als einander vorschreiben. . .

Indem uns Menschen wichtiger sind als Texte oder sonstige „Sachen“, werden wir der Sache Jesu möglicherweise gerechter, als wenn wir es umgekehrt handhaben. Wenn wir Mennoniten das ab und zu in den ökumenischen Gesprächen wiederholen dürften, wäre unsere friedenskirchliche Tradition m. E. genügend aufgenommen.

Dorothea Ruthsatz

3. Berufssoldat und Freikirchler

Zunächst hatte ich beim Verfolgen der gruppeninternen Diskussion große Schwierigkeiten, weil ich die Sinnfälligkeit so mancher heißer Wortgefechte nicht erkennen konnte; später begriff ich, daß es oft um theologische Fundamentalsätze ging und somit um die Überwindung konfessionsspezifischer Trennzäune.

Mich hat zum Staunen gebracht, mit welcher großer theologischer Kompetenz die katholischen Schwestern und Brüder ausgerüstet waren. Auch hat mich deren geschwisterliches, faires Auftreten tief beeindruckt, gerade auch deswegen, weil ich manchmal das offensichtlich gruppenorientierte Taktieren seitens evangelischer Delegierter als äußerst problematisch empfunden habe. „Basisgruppen“-orientiert haben sie auf mich wie die beiden Pole unserer Erde gewirkt.

So habe ich aus dem Forum letztlich den Eindruck mitgenommen, daß sich einerseits die evangelischen Delegierten mehrheitlich als Vertreter einer politisierenden Kirche artikulieren wollten, ja sich sprachlich kaum von x-beliebigen Partei-Rednern unterschieden. Demgegenüber betonte beim Ringen um Thesen nur eine Minderheit – und die wurde nach meinem Dafürhalten theologisch und tatsächlich vor allem von katholischen Delegierten unterstützt –, daß Jesus Christus seine Botschaft an *seine Jünger* gerichtet hat und daß diese Botschaft nicht praktisch-normativ im politischen Tagesgeschäft verbraucht bzw. mißbraucht werden darf.

Als Berufsoffizier (von den 120 Delegierten waren fünf Offiziere der Bundeswehr als Vertreter ihrer Kirchen da), der ich mich seit 1970 im Sinne eines „Überzeugungstäters in Sachen Frieden“ verstehe, und als bekennender Freikirchler habe ich erfahren, daß das persönlich vorgetragene Zeugnis, auch wenn die Stimme dabei zittert, den Bruder (Schwester), der für sich andere Überzeugungen reklamiert, zu *neuerlicher* Positionsbestimmung anregen kann und ihm (ihr) hilft, Vorurteile abzubauen. Dies auch dort, wo Delegierte bekannten, durch die Uniform am Gespräch mit mir gehindert zu sein.

Und dennoch hat mich die Mutlosigkeit der Delegierten insgesamt zum offenen Bekenntnis hinsichtlich des *friedensdienlichen* Charakters der Bundeswehr enttäuscht. *So, als lebten wir nicht in einem Land, in dem großer innerer Friede herrscht und dem das Vorrecht äußerer Sicherheit seit über 40 Jahren zuteil geworden ist.* Ist es nicht so, daß, wenn wir Gott für diesen Frieden danken und für die Freiheit und die ungehinderte Möglichkeit zur Religionsausübung, wir uns dann auch zu dem Instrument, das dieses u. a. ermöglicht, ehrlichen Herzens bekennen sollten?

Ich bin über die Begegnungen und die vielfältigen Gespräche mit Geschwistern aus der DDR anlässlich der beiden Forumsphasen dankbar. Denn zum einen konnte ich eigene Berührungängste zu Geschwistern aus der DDR abbauen und zum anderen in langen und bewegenden Gesprächen glaubhaft machen, daß die bundesrepublikanische Realität die Möglichkeit, die Chance, ja den Auftrag, zugleich wiedergeborener Christ und Berufssoldat zu sein, a priori nicht ausschließt, ja daß unsere gesellschaftliche Wirklichkeit diese Gewissensfreiheit – *anders als in dem anderen Teil Deutschlands* – ohne Furcht vor Repressionen haben zu müssen, garantiert.

Nicht minder bedeutsam und persönlich aufrüttelnd wirkten auf mich die Vorträge zum Thema: „Aussöhnung mit den Völkern der Sowjetunion“. Dies auch und gerade, weil ich einerseits vom menschenverachtenden Charakter des sowjetischen

Totalitarismus überzeugt bin, desgleichen in meinem Beruf die Aufgabe sehe, dem Bösen, dem Ungerechten ggf. auch wehren zu können, und andererseits die persönliche Einsicht bezeugen muß, daß den Völkern der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg unsägliches Unrecht und namenloses Leid widerfahren ist. Dieses Leid und Unrecht hat wiederum unsägliches Leid und Unrecht, nicht zuletzt bei Millionen unschuldiger Flüchtlinge, ausgelöst.

Nicht durch Aufrechnen der jeweilig zugesprochenen Schuld, sondern durch Erkennen der eigenen, durch Bekennen dieser und Bitte um Verzeihung – so ist es unsere freikirchliche Glaubensüberzeugung – geschieht Versöhnung, auch Versöhnung unter den Menschen ehemals verfeindeter Völker. Ich glaube fest, daß wir diese durch die Gegenwart angemahnte Aufgabe unverzüglich angehen müssen, ohne jedoch unsererseits die Bereitschaft zur Wehrhaftigkeit dem Unrecht gegenüber – ganz gleich auf welchen Ebenen es unserer Lebensgemeinschaft auch zugemutet werden könnte – aufzugeben.

Ich habe mich während der Forumsphasen auch häufig zweifelnd gefragt, ob wir Christen in der „Erklärung von Stuttgart“ nicht z.B. den Dialog zu Kulturen des Nahen und Fernen Ostens aufgreifen müßten, z.B. mit den Schiiten des Iran, den Sunniten der anderen Regionen, mit den Religionen, die die Frömmigkeit der Menschen in Indien, Pakistan, Ceylon, Japan etc. prägen. Desgleichen habe ich mich bei dem Gedanken ertappt, daß die praktizierte theologische Rechtfertigung der Apartheid in Südafrika als Schuld auf uns – vor allem uns evangelischen Christen – lasten müßte, ja daß wir uns zu dieser Schuld öffentlich bekennen und unsere diskriminierten Brüder und Schwestern in Südafrika um Vergebung bitten müßten.

Meine Ortsgemeinde München, Holzstraße, ist bereit, sich im übergemeindlichen Rahmen des Forumsthemas anzunehmen und im Juni 1989 eine Seminarveranstaltung durchzuführen. Möge es der Gemeinde geschenkt werden, daß viele Geschwister von neuem zu kreativen Streikern um Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung von Gottes Schöpfung werden!

Alwin Porak

4. Vom schwierigen Mut, dritte Kraft zu sein

Ich bin nicht nur als Alt-Katholikin in Königstein und Stuttgart gewesen, sondern auch als Frau, als römisch-katholisch „sozialisierte“ Christin, deren Eintritt in die alt-katholische Kirche vor wenigen Jahren nicht als ein Abbrechen der Brücken zur römisch-katholischen Vergangenheit gemeint war, sondern als folgerichtiger Aufbruch zu einer katholischen Alternative, die sich zu Synodalität, ökumenischer Offenheit und Geschwisterlichkeit verpflichtet. Ich gehöre also gleichzeitig mehreren „Gruppen“ an: der Gruppe der Frauen (eine Minderheit von Delegierten!), der Gruppe der Freikirchen, wie der dritte Bereich neben EKD und römisch-katholischer Kirche genannt worden ist; aber im Unterschied zu den Freikirchen evangelischer Tradition auch der Gruppe der von der katholischen Tradition im weiteren Sinn geprägten Christen mit ihrer Nähe zu den orthodoxen Kirchen und – ebenso wie die Delegierten der EKD und der röm.-kath. Kirche – einer der den beiden letztgenannten Kirchen staatskirchenrechtlich gleichgestellten, volkskirchlich geprägten Kirche; und schließlich gehöre ich nach einem weiteren Einteilungsprinzip der Gruppe der den Initiativen und Netzen nahestehenden Delegierten an.

Vielleicht fällt mir darum eine Antwort auf die Frage nach meinen Erfahrungen so schwer, weil ich sie nicht als spezifisch alt-katholische Antwort geben kann. Was die Rahmenbedingungen und die Zusammenarbeit auf den Foren unter dem Aspekt „alt-katholischer Beteiligung“ anbelangt, haben wir Alt-Katholiken keinerlei Grund zur Klage; ich fühlte mich akzeptiert und respektiert. Ein besonderes Anliegen meiner Kirche, das Verbot jeden Rüstungsexports „ohne Wenn und Aber“ schon jetzt (gefordert von der alt-kath. Pfarrerkonferenz), wurde bei der Schlußabstimmung von vielen Delegierten, wenn auch nicht von der Mehrheit, unterstützt und in die Stuttgarter Erklärung aufgenommen (Ziff. 2.26).

Was meine Situation als Delegierte einer *kleinen Kirche* anbelangt, so sind mir besondere Schwierigkeiten bewußt geworden: bei uns bestand ein größerer Nachholbedarf im gegenseitigen Kennenlernen, sowohl persönlich als auch „institutionell“. Aus unserer Unterschiedlichkeit ergab sich auch die Schwierigkeit, uns sozusagen als *dritte Kraft* zu organisieren und dem mächtigen institutionellen Apparat der beiden Großkirchen etwas anderes entgegenzusetzen, das ich noch nicht genau zu benennen vermag – mehr Unmittelbarkeit, mehr Mut zur „Unausgewogenheit“, mehr „Radikalität“, so wie sie die Friedenskirchen auf dem Stuttgarter Forum bewiesen haben. Wenn ich allerdings an die Realität des konziliaren Prozesses in unseren alt-kath. Gemeinden und auch bei der Mehrheit unserer Pfarrer denke, so ist diese trotz aller gut klingenden offiziellen Erklärungen alles andere als erhebend (vgl. Erklärung der Bistumssynode 1987: Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung berühren einen „Kernbereich christlichen Glaubens“). Der großkirchlichen Trägheit auf der Ebene der „Normalgemeinden“ stehen wir in nichts nach.

Im übrigen bin ich froh darüber, in den die Foren begleitenden Prozeß einbezogen worden zu sein. Für wertvolle Informationen und Einladungen zu regionalen Treffen bin ich den Ökumenischen Netzen sehr dankbar. Ökumene spielt sich heute immer weniger in konfessionell orientierten evangelisch-katholischen Gemeindebegegnungen ab, sondern ergibt sich fast von selbst überall da, wo sich eine Initiative für Gerechtigkeit, Frieden oder Bewahrung der Schöpfung bildet. Nach meiner Erfahrung treffen hier viele Christen verschiedener Kirchen, aber auch viele „christlich sozialisierte“, oft sogar ehemals kirchlich-aktive Menschen zusammen, die ihrer Kirche mittlerweile den Rücken gekehrt haben. Diese neugewonnene, umfassende Ökumene, die nicht die Einheit der Kirche, sondern die Einheit der Welt im Blick hat, bezieht „alle Menschen guten Willens“ ein und betont Orthopraxis stärker als Orthodoxie.

Wenn Sie mich nach weiterhin bestehenden Schwierigkeiten, Einwänden, Ängsten, Enttäuschungen befragen, muß ich einen wunden Punkt berühren, der mir noch immer zu schaffen macht.

Das „je eigene Selbstverständnis“ der Kirchen sollte beim konziliaren Prozeß gemäß den Richtlinien der ACK respektiert werden – gewiß eine Voraussetzung für einen fairen Dialog. Zum Beispiel hatte jede Kirche die Freiheit, nach ihren Maßstäben Delegierte zu entsenden, und so ist die Delegation auch in einem Fall „hierarchie-freundlicher“ und in einem anderen Fall „basis-freundlicher“ ausgefallen. Welches Selbstverständnis aber haben die Delegierten, und was erwarten ihre Kirchen von ihnen?

Sind wir in erster Linie Delegierte der entsendenden Kirche als ganzer, einer Gruppe innerhalb dieser Kirche, Vertreter einer bestimmten Position, Garanten

einer bestimmten Linie? Wie steht es – im Konfliktfall – mit der Gewissensfreiheit des einzelnen? Mit „Fraktionszwang“? Druck von oben? Wem sind die Delegierten verpflichtet? Der gemeinsamen Suche nach Wahrheit und Einheit? Der Botschaft des Evangeliums, so wie sie sie im Blick auf unsere Wirklichkeit verstehen? In erster Linie und ganz konkret: den „Privilegierten des Evangeliums“? Wem schulden sie Loyalität?

Unter anderen äußeren und inneren Bedingungen wäre uns *mehr* möglich gewesen. Trotz vieler positiver Erfahrungen und Begegnungen auf den beiden Foren bleibt mir nun nach Stuttgart ein sehr bitterer Nachgeschmack. Ich bin davon überzeugt, daß menschlichere und dem Gewicht der anstehenden Fragen angemessenere Arbeitsbedingungen möglich gewesen wären und daß ein wirklich freier Dialog zwischen gleichberechtigten Christen, die sich in erster Linie vom Urteil ihres Gewissens leiten lassen, nicht zustande kommen konnte. Sollte die alte katholische Lehre von der Würde und Eigenverantwortung des Gewissens außer Kraft gesetzt werden, wie jüngste päpstliche Äußerungen befürchten lassen (vgl. „Osservatore deutsch, 25.11.88, S.9)? Auf dem Stuttgarter Forum ist, offenbar aus kleingläubiger Angst vor Abweichlern von der offiziellen Linie, ein solcher in konziliarem Geist geführter Dialog von römisch-katholischer Seite, wenn nicht verhindert, so doch schwer behindert worden.

Es fällt mir sehr schwer, diese Kritik auszusprechen, weil ich die katholischen Delegierten, die dafür nicht verantwortlich zu machen sind, nicht verletzen will, andererseits kann ich diese Kritik nicht verschweigen, wenn ich nach meinen Erfahrungen im konziliaren Prozeß befragt werde, weil mich das auf der offiziellen Ebene dieses Prozesses erlebte „unkonziliare“ Verhalten sehr bedrückt und ich mich zu einem Wort der Solidarität mit den Betroffenen herausgefordert fühle.

Trotz allem: was den weltweiten Prozeß gegenseitiger *Verpflichtung* der Christen und Kirchen für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung angeht, verlaufen die wesentlichen und am schwersten zu überwindenden Trennungslinien zwischen uns nicht entlang konfessioneller Grenzen, und umgekehrt zeigen sich wesentliche, Verbindung schaffende Gemeinsamkeiten über die Konfessionsgrenzen hinweg. Die Frage, an der sich die Geister scheiden, ist vielleicht die, wie dringlich wir das Reich Gottes ersehnen und wie wir uns in der Erwartung seines Kommens verhalten: nötigt das Evangelium uns zu „unpolitischer“ Zurückhaltung (bzw. zur Legitimierung der bestehenden Verhältnisse) oder zu einem bewußt politischen Engagement – und dies mit welcher Radikalität?

Victoria M. Drasen-Segbers